

Die Bedeutung der Volkskunde für die Wirtschaftsgeschichte

dargestellt an Beispielen aus der tirolischen Volkskunde.

Von Hermann Wopfner.

Über die Bedeutung der Volkskunde für die geschichtliche Forschungsarbeit zu sprechen, ist heute wohl nicht mehr nötig¹⁾. Es ist aber vielleicht nicht ohne Wert, darauf zu verweisen, wie eine volkskundliche Beobachtung älterer, noch heute bestehender Wirtschaftsformen insbesondere der Wirtschaftsgeschichte dienen kann.

Es ist erfreulich, daß in jüngerer Zeit auch der Historiker sich mehr als bisher an der volkskundlichen Forschung beteiligte, die sonst mehr dem Philologen und Geographen überlassen war. Der Historiker kann aus seiner Einstellung heraus, manche volkskundliche Erscheinung richtiger würdigen als Vertreter anderer Wissenszweige. In der volkskundlichen Forschung ist bisher meines Erachtens die wirtschaftliche Tätigkeit des Volkes, soweit sie nach alter Überlieferung vor sich geht, zu wenig beachtet worden²⁾. Es würde sich dabei vor allem um Darstellung der volkstümlichen

¹⁾ Vgl. Kaindl, Die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode (17. Teil von Klar, Die Erdkunde. 1903), S. 55 ff.; ferner Kaindl, Förderung der Geschichtsforschung in den österreichischen Alpenländern durch die moderne Volkskunde. Zeitschr. des hist. Vereins für Steiermark 15. (1917), S. 141 ff.

²⁾ In den Volkskunden der einzelnen deutschen Landschaften finden wir hierüber wenig. In dem volkskundlichen Handbuch, das John Meier unter dem Titel „Deutsche Volkskunde“ herausgegeben hat (1926) findet die volkstümliche Arbeitsweise in Gewerbe und Landwirtschaft ebenfalls keine Berücksichtigung. Diesen Mangel empfindet auch J. Schwietering, Wesen und Aufgabe der deutschen Volkskunde. Deutsche Vierteljahrschr. f. Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 5. (1927), S. 758 f.

Arbeitstechnik handeln, und zwar sowohl der Technik landwirtschaftlicher Arbeit als der Technik gewerblicher Arbeit; sodann wären aber auch die Organisation der Arbeit und die Wirtschaftsgesinnung, oder die geistigen Voraussetzungen und die Zielsetzungen der wirtschaftlichen Tätigkeit zu berücksichtigen. Gustav Freytag hat seinem bekannten Roman „Soll und Haben“, in welchem er eine so reizende Schilderung des kaufmännischen Betriebes gibt, die Worte Julian Schmidts vorangestellt. „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Was hier als Forderung eines lebenswahren Romans aufgestellt wird, gilt mit noch höherem Recht für die Volkskunde. Wenn dieser Forderung bisher so wenig entsprochen wurde, so hängt dies weniger mit einer Verken- nung ihrer Berechtigung zusammen als mit den äußeren Schwierigkeiten, die ihrer Erfüllung entgegenstehen. Die Einbeziehung gewerblicher und landwirtschaftlicher Arbeit setzt ein gewisses technisches Verständnis voraus; solches vermag sich aber der volkscundliche Forscher als Angehöriger eines gelehrten Berufes und als Städter oft nur unter erheb- lichen Schwierigkeiten zu verschaffen.

Die volkscundliche Forschung könnte wie Rüttimeyer's Buch¹⁾ zeigt, durch eifrigere Betätigung auf dem Gebiet der Arbeitskunde (Ergologie) wertvolle Beiträge zur Wirtschafts- geschichte liefern und wichtige Erläuterungen und Veran- schaulichung schriftlicher Quellen bieten. Es ist zu bedauern, daß die reichen Stoffdarbietungen und Anregungen, die von Braungart²⁾ und Rhamm³⁾ betreffs der Erforschung der

¹⁾ Urethnographie der Schweiz (1924).

²⁾ Braungart, Die Ackerbaugeräte in ihren praktischen Beziehungen wie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung (1881). Ders., Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker. (1912), S. 135 ff., S. 143 ff. Ders., Die Indogermanen (1914), besonders S. 223 ff. (über Joche), S. 300 ff. (über Eggen), S. 355 ff. (über Pflüge), S. 385 ff. (Ackerbestellung), S. 655 ff. (Geräte beim Betrieb der Vieh- zucht, der Weidewirtschaft und der Milchwirtschaft). Wenn auch Braun- gart bei der ethnographischen Auswertung seines Stoffes unkritisch

bäuerlichen Arbeitsgeräte und der Arbeitstechnik in den Ostalpenlandschaften ausgingen, nicht mehr Beachtung gefunden haben.

Hier soll nun auf Grund von volkskundlichen Beobachtungen des bäuerlichen Wirtschaftslebens in Tirol versucht werden, eine wirtschaftsgeschichtliche Frage, nämlich die Frage der Arbeitsintensität des älteren bäuerlichen Wirtschaftsbetriebes zu behandeln. Als Grundlage für diese Untersuchung dienen Beobachtungen in einzelnen Landschaften und in einzelnen Betriebszweigen, in welchen sich diese älteren, arbeitsintensiveren Formen bis in die Gegenwart herab erhalten haben.

Gegenüber ihrer heutigen Teuerung war die landwirtschaftliche Arbeitskraft bis herab zur Mitte des 18. Jahrhunderts verhältnismäßig billig. Dies steht mit einer relativen Übervölkerung der Landbezirke im Zusammenhang. Siedlungsgeschichtliche Untersuchungen, wie sie von meinen Schülern und von mir vorgenommen wurden, ergaben für verschiedene Tiroler Landschaften eine zunehmende Zerteilung der bäuerlichen Güter, die im 17. und 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht und auf ihm, soviel sich erkennen läßt, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts beharrt¹⁾. Die Teilung war bereits

vorging, so sind doch seine Beschreibungen der Arbeitstechnik von großer Bedeutung. Braungart war als Fachmann auf dem Gebiet der Landwirtschaft für die Beobachtung alter, volkstümlicher Arbeitstechnik besonders geeignet. Dazu kommt, daß seine Beobachtungen in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts einsetzen, also zu einer Zeit, da die Einwirkung der neuen Technik die ältere, zum Teil uralte Technik noch weniger verdrängt hatte.

³⁾ Ethnographische Beiträge zur germanisch-slavischen Altertumskunde. Zweite Abteilung: Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slavischen Waldgebiet. I. Teil (1908), S. 962 ff. (16. u. 17. Kap.).

¹⁾ Eingehendere Untersuchungen, die ich in Villgraten (Osttirol), einem Hochtal mit typischen Verhältnissen, vornahm, lassen erkennen, daß die Güterteilungen ihren hohen Stand, den sie im 18. Jahrhundert erreicht haben, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts behaupten; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts senkt sich die Zahl der bäuerlichen Wirtschaften, eine Reihe bisher selbständiger Güter wird zu Zugütern, die mit einem Hauptgut zu einer größeren Betriebseinheit verbunden

im 17. Jahrhundert so weit gediehen, daß die Nachteile, welche die Schaffung leistungsunfähiger Zwerggüter den Grundherren wie den Bauleuten bringen mußte, den Zeitgenossen zum Bewußtsein kam¹⁾. Die Güterteilung machte aber in vielen Tälern, besonders aber in jenen Westtirols, solche Fortschritte, daß die Teilgüter den Unterhalt ihrer Besitzer, wenn er auch noch so sparsam bemessen wurde, nicht aufzubringen vermochten und diese auf einen Nebenverdienst bedacht sein mußten. Es herrschte bereits im 17. und 18. Jahrhundert in einer Reihe von Tälern eine relative Übervölkerung in dem Sinn, daß der verfügbare Boden bei der herrschenden Nutzungsart nicht mehr ausreichte zum Unterhalt der Bewohner. Die großen Seuchen des 17. Jahrhunderts haben in dieser Hinsicht nur eine vorübergehende Erleichterung gebracht.

Zahlenmäßig läßt sich dies freilich nicht erweisen. Die Quellen, die für eine geschichtliche Bevölkerungsstatistik zu Gebote stehen, wurden bisher nicht ausgewertet²⁾. Verläß-

werden. Tabellen, die dies veranschaulichen, sind meinem Aufsatz über Villgraten beigegeben, der in den Jahrgängen 1931 und 1932 der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins erscheinen wird. In einer von mir vorbereiteten Untersuchung über den Rückgang der bäuerlichen Siedlung in Tirol, die in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte erscheinen soll, beabsichtige ich, diese Fragen ausführlicher zu behandeln.

¹⁾ Ein Beamter des Stiftes Innichen, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der Verwaltung der grundherrlichen Rechte des Stiftes in Villgraten betraut war, richtet an das Stift die Aufforderung, fernerhin keine Teilungen zu gestatten und dahin zu wirken, daß die Teile tunlichst wieder zu einem größern Ganzen vereinigt würden, denn aus den Teilungen erwachse nicht allein dem Stift als Grundherrn „merklicher nachteil, sondern auch den pauleuten nur verderben, armuet und unruue.“ Urbar Innichen aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (vor 1685) Blatt 147 ff. Stift Innichen, Bibliothek. Ein Mandat Erzherzog Ferdinands II. von Tirol wendet sich bereits 1571 gegen die ehrenmäßige Zerstückelung der Güter die dahin geführt habe, daß sich auf den Teilgütern eine Familie nicht mehr ernähren könne. Fischer, Tirols Getreidepolitik 1527—1601. Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs. Heft 13, Innsbruck 1919.

²⁾ Einiges über die Bevölkerungsbewegung seit Ausgang des 18. Jahrhunderts bringt O. Stolz, Gesch. von Osttirol im Grundriß

liche Aufschlüsse wären von einer entsprechenden Ausnützung der Kirchenbücher zu erwarten. Wo ausnahmsweise bevölkerungsstatistische Angaben von einiger Verlässlichkeit zu Gebote stehen, wird ersichtlich, daß die Bevölkerungszahl in rein landwirtschaftlichen Bezirken heute hinter jener des 17. Jahrhunderts zurückbleibt. Die beiden Gemeinden Außer- und Innervillgraten zählen zusammen nach einer 1615 angefertigten Beschreibung¹⁾ der ortsanwesenden Bevölkerung 1908 Einwohner, während im Jahre 1910 nur mehr 1526 Einwohner gezählt wurden. Werner Schnyder hat in einer in Ergebnissen wie Methode gleich wertvollen Arbeit „Die Bevölkerung der Stadt und Landschaft Zürich vom 14. bis 17. Jahrhundert²⁾ nachgewiesen, daß die Bevölkerung der Landbezirke, die mit Zürich politisch verbunden waren, sich in der Zeit von 1467 bis 1671 ungefähr vervierfacht hat. Auch hier war die Verdichtung der Bevölkerung eine so starke, daß der bäuerliche Nachwuchs von der Landwirtschaft allein nicht mehr versorgt werden konnte und nach andern Erwerbszweigen Ausschau halten mußte³⁾. Wenn uns auch für die tirolischen Landschaften ähnliche Zahlen nicht zur Verfügung stehen, so läßt sich doch mit Hilfe der Volkskunde, soweit sie sich mit Hausbau und Siedlung befaßt, ein deut-

(1925), S. 191; es zeigt sich im Gerichtsbezirk Windisch-Matrei (heute Matrei in Osttirol), einem rein ländlichen Bezirk, daß die Bevölkerung in drei von fünf Gemeinden in der Zeit von 1789/90 bis 1837 noch zugenommen hat, während in zwei Gemeinden bereits eine schwache Abnahme einsetzt. In der Zeit von 1837 bis 1900 ist dann bereits in allen eine starke Abnahme festzustellen, die zwischen 8 und 30% sich bewegt. Das statistische Material des 18. Jahrhunderts bedürfte allerdings einer kritischen Untersuchung auf seine Verlässlichkeit. Die Bevölkerungsbewegung in den tirolischen Gemeinden bringt für die Zeit von 1880—1923 H. Gsteu, Beiträge zur Anthropogeographie von Tirol („Tiroler Heimat“ II. 1929), S. 37 ff. und besonders Karte C zur Darstellung.

¹⁾ Die Beschreibung wurde im Zusammenhang mit einer Aufnahme der Getreidevorräte angefertigt. Sie liegt im Archiv der Tiroler Landesregierung in Innsbruck, Codex 1175.

²⁾ Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, 14. B., 1. Heft (1925).

³⁾ S. 108 f.

liches Bild der Übervölkerung vieler Täler erkennen. Viele Häuser, die heute nur mehr einer Familie als Wohnstätte dienen, waren noch vor einem halben Jahrhundert unter zwei Familien, ja sogar unter drei und vier Familien aufgeteilt¹⁾. Im Zusammenhang damit steht dann die zweite Beobachtung, daß viele Güter, die heute als Zugüter mit anderen vereinigt sind, einst Gegenstand einer selbständigen bäuerlichen Wirtschaft waren.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bot sich mit dem raschen Aufschwung von Verkehr und Großgewerbe, dem Überschuß der Landbevölkerung reiche Gelegenheit, in die Stadt abzuströmen oder am Lande selbst außerhalb landwirtschaftlicher Betätigung den Unterhalt zu erwerben. Vorher aber hatte die Bevölkerungsmenge, die am Lande angestaut war, der Landwirtschaft billige Arbeitskräfte in reichem Ausmaß zur Verfügung gestellt und einen arbeitsintensiven Betrieb der Landwirtschaft ermöglicht, d. h. einen Betrieb, der mit reichlichem Aufwand von Arbeitskraft durchgeführt werden konnte. Weil billigere Arbeitskraft zur Verfügung stand, konnte auch neben der Viehzucht der mehr Arbeitskraft benötigende Ackerbau in weiterem Umfang betrieben werden als wie heute.

In Landschaften, in welchen sich ältere Formen des landwirtschaftlichen Betriebes bis in die Gegenwart herab erhalten haben, läßt sich auch heute noch ein verhältnismäßig ausgedehnter Betrieb des Ackerbaues beobachten. Er ist hier aus der Macht der wirtschaftlichen Überlieferung, dem Festhalten am Überkommenen, zum Teil auch aus der Verkehrslage und aus der Verwendung von Arbeitskräften zu erklären, deren Preis, zufolge von Umständen, die weiter unten zu besprechen sind, unter dem allgemeinen Preisstand geblieben ist. Solche Betriebe sind recht geeignet, die Wirtschaftsbedingungen der Vergangenheit, die in ihnen sichtbar werden, zu studieren. In Hochgebirgslagen erfordert der

¹⁾ Über Teilung selbst kleiner Häuser unter vier Besitzer vgl. Sammler f. Gesch. u. Statistik von Tirol I. vom J. 1806, S. 169.

Ackerbau einen erhöhten Arbeitsaufwand: Adolf Trientl, vielleicht der beste Kenner der Tiroler Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sagt vom Ackerbau der Tiroler: „Allenthalben betreibt ein unermüdlicher Fleiß einen nie rastenden Feldbau mit Wechselwirtschaft, der noch aus ungünstigen Böden häufig mehr Frucht hervorlockt als mancher Feldbaron des flachen Landes aus schönen Gründen“¹⁾). Voraussetzung für einen so ausgedehnten und intensiven Betrieb des Ackerbaues waren einerseits verhältnismäßig hohe Kornpreise, andererseits verhältnismäßig billige Arbeitskräfte.

Bereits die Vorbereitung des Ackers für die Aufnahme der Saat bedingt in Höhenlagen einen Mehraufwand an Arbeit. So muß unter Umständen besondere Arbeit aufgewandt werden, um den Schnee zu beseitigen, welcher zur Zeit, da die Saat geschehen muß, noch den Acker deckt. Im März wird Erde mit Asche gemengt über die die Schneedecke des Feldes ausgestreut, um das Abschmelzen des Schnees zu beschleunigen²⁾. Ebenso fordert die Bestellung von Äckern in Hanglage einen bedeutenden Mehraufwand an Arbeit. Der fruchtbare Humus an der Oberfläche des Ackers drückt zufolge der Schwerkraft nach unten und wird auch durch den Regen hinabgespült. Soll nicht der obere Teil des Ackers im Lauf der Zeit die fruchtbare Erdschicht verlieren, so muß die Erde wieder emporgeschafft werden. Dies geschieht durch das sogenannte „Erd 'aufrennen“; das mühsame und zeitraubende Hinauftragen der Erde durch menschliche Arbeitskräfte. Einen Fortschritt und eine Arbeitersparnis stellt bereits die Hinauf-

¹⁾ Die landwirtschaftlichen Verhältnisse Tirols Bericht aus dem Jahr 1871. Manuskript, Innsbruck, Bibliothek des Museum Ferdinandeum 11761, Nr. 34, Bogen 1.

²⁾ Diese in verschiedenen Hochgebirgstälern nötige Vorbereitung des Ackers beschreibt Paßler in einem dankenswerten Aufsatz „Der Deferegger an der Arbeit“ in der „Tiroler Heimat“, erste Folge, Heft 7 (1926). S. 6, ebenso J. Gstrein, Bauer in Ötz in einem mir vorliegenden Bericht. Ich selbst beobachtete diese Arbeit im Hochpustertal in der Gegend von Vierschach während des Krieges.

schaffung der Erde durch einen einfachen, von tierischer Kraft bewegten Aufzug dar. Beide Arten der Erdbewegung sind bereits öfters beschrieben worden¹⁾, so daß an dieser Stelle ihre neuerliche Beschreibung unterbleiben kann. In ähnlicher Weise muß auch der Dünger auf den Acker hinaufgeschafft werden.

Die große Arbeitsmenge die dem Ackerbau bereits in ältester Zeit zugewandt wurde, lassen die merkwürdigen Ackerterrassen erkennen, die in alten Siedlungsgebieten der Alpenländer die Hänge abstufen²⁾. Um an steilen Hängen ebene Ackerflächen zu gewinnen, wurden diese Terrassierungen vorgenommen. Die einzelnen Terrassenstufen sind zuweilen mehrere Meter hoch. Die Art der Verbreitung dieser Terrassen spricht dafür, daß ihre Anlage in Tirol und in der angrenzenden Schweiz auf die vordeutsche Zeit zurückgeht. In Tirol finden wir sie nur in jenen Landschaften, die bereits in vordeutscher Zeit besiedelt waren; sie fehlen in den Tälern, deren Besiedlung erst in der deutschen Zeit in Angriff genommen wurde. In mächtiger Entfaltung finden wir sie in dem heute noch von Rätoromanen bewohnten Engadin. Auf diese Terrassen dürfte sich wohl auch jene Stelle im Testament des Bischofs Tello von Chur³⁾ aus dem Jahre 765 beziehen, in welcher unter dem vergabten Grundbesitz des Bischofs bei Ilanz im Rheintal (Oberland) *scalae fructiferae* genannt werden. In der Tat gleichen ja diese terrassierten Hänge oft ungeheuren Stiegen. Daß es sich bei den Ilanzer *scalae fructiferae* ebensowenig wie bei andern derartigen Terrassen um ehemalige Weingärten handeln kann, die ja

¹⁾ Vgl. Beda Weber, Das Land Tirol 3. B. (1838), S. 427; Hörmann, Das Tiroler Bauernjahr (1899), S. 17; Paßler a. a. O. S. 6; Wopfner „Tirolische Volkskunde“ in Haberland, „Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur“, S. 346.

²⁾ Eine Abbildung einer solchen Terrasse bei Wopfner, Anleitung zu volkswissenschaftlichen Beobachtungen auf Bergfahrten S. 17, ferner Wopfner, Das oberste tirolische Inntal als Kulturlandschaft. „Tirol“, 3. Folge, Heft 1/2 (1932), S. 41 und 43.

³⁾ Mohr, Cod. dipl. Curiensis I., n. 1.

ebenfalls häufig auf terrassierten Hängen sich finden, ergibt sich schon aus der Anlage solcher Terrassen in Landschaften, in welchen der Weinbau auch in früheren Zeiten ausgeschlossen war. Der Grund für die Anlage der Ackerterrassen ist möglicher Weise darin zu suchen, daß die Urbewohner, welche jene Anlagen herstellten, über Beetpflüge verfügten, die nur bei ebenen Äckern verwendbar waren. Nun wird eine — allerdings nicht eindeutige¹⁾ — Stelle bei Plinius dem Älteren (*Naturalis historia*, 18, 172), in welcher er vom Pflug der Räter spricht, von vielen so verstanden, daß sie sich auf einen Räderpflug beziehe. War der alte Räterpflug wirklich ein Räderpflug, so ließen sich aus ihm die Ackerterrassen erklären: Ein Räderpflug ist nur auf ebenem oder schwach geneigtem Acker verwendbar.

Unter dem Druck der Bevölkerungszunahme ist man auch in Mittelalter und Neuzeit daran gegangen, Steilhänge durch terrassenartige Abstufung für die Anlage von Äckern brauchbar zu machen; diese Anlagen unterscheiden sich aber von den alten Terrassenäckern durch geringere Ausmaße und weniger sorgfältige Anlage. Sie erscheinen gewöhnlich in der Form, daß an steilen Hängen Trockenmauern errichtet werden, hinter denen Erde angeschüttet wird. Die Ackerfläche, welche auf diese Weise gewonnen wurde, ist nicht so stark abgeflacht, wie jene der alten Terrassenäcker, sondern weist eine mehr oder weniger starke Neigung auf; diese jüngeren Terrassierungen begnügen sich damit, das starke Gefäll des Hanges soweit zu mindern, daß Ackerbau möglich wird, und erreichen dieses Ziel durch einen geringeren Arbeitsaufwand als jenen, der für die alten Terrassenanlagen nötig war. Die jüngeren Terrassierungen finden wir in vielen unserer Hochgebirgstäler, in welchen die Talsohle nicht genügend Raum oder nicht genügend trockenen oder besonnten Boden für den Ackerbau darbot, während andererseits die Verdich-

¹⁾ Vgl. P. Leser, Entstehung und Verbreitung des Pfluges. *Anthropos-Bibliothek*, hgb. v. Schmidt und Koppers III. B., 3. Fasz. (Münster i. W. 1931), S. 234 ff.

tung der Bevölkerung eine Ausdehnung des Ackerbaues erforderte; besonders sind diese jüngeren Terrassierungen dort festzustellen, wo eine starke Güterzersplitterung starken Landhunger und relative Übervölkerung erzeugte. Von der Entstehung dieser jüngeren Terrassenäcker erzählte mir ein alter Bauer in Villgraten, daß vor alters, wenn eine der kinderreichen Familien neuen Zuwachs erhielt, der Vater ein neues, wenn auch kleines Ackerstück am Hang durch die Anlage einer solchen Ackerterrasse zu gewinnen suchte. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, bei der gegebenen Teuerung der Arbeitskräfte und den niedrigen Getreidepreisen, denkt niemand mehr daran, seine Arbeitskräfte auf die mühsame Errichtung solcher Ackeranlagen zu verwenden; im Gegenteil, viele der älteren und jüngeren Ackerterrassen verfallen und sind heute von Wiesen besetzt.

Auch der Hackbau, der beim Ackerbau in unseren alpinen Landschaften noch beobachtet werden kann¹⁾, setzt mit seinem hohen Arbeitsaufwand billige Arbeitskräfte voraus. Unmittelbar steht der Hackbau in Zusammenhang mit der Geländebeschaffenheit; diese bedingt zufolge der Durchsetzung des Geländes mit Felsen, unfruchtbaren Schutthalden u. dergl. unregelmäßige Umgrenzungen sowie geringes Ausmaß der Ackerstücke, so daß eine Bearbeitung mit dem Pflug ausgeschlossen ist. Eine Ackerbestellung mit besonders hohem Arbeitsaufwand kommt im Ötztal noch heute bei Äckern in Hanglage vor. In Köfels, einer zur Gemeinde Umhausen gehörigen Dorfsiedlung in einer Meereshöhe von ungefähr 1400 Metern, besorgten nach einer in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts gemachten Beobachtung Braungarts²⁾ Frauen und Kinder die Aussaat der Gerste in der Weise, daß sie, am Boden kniend, jedes Korn einzeln mit Daumen und Zeigefinger in die Erde eindrückten. In Farst (im Volksmund Farcht gesprochen), einer Gruppe von Berghöfen der Gemeinde Umhausen an überaus steilem,

¹⁾ Rütimeyer a. a. O. S. 265.

²⁾ Urheimat der Landwirtschaft S. 52.

von Felsen durchsetzten Hang findet nach meiner eigenen Beobachtung noch heute ein Anbau des Kornes in ähnlicher Weise statt; mehrere Körner werden in ein vorher in den Boden eingetieftes flaches Grübchen gelegt, an das erste Grübchen werden weitere angereiht, und mit Körnern belegt, bis der ganze Acker bestellt ist. Die Halme sprießen dann in Büscheln hervor, so daß ein derartig bestellter Acker einen von Äckern gewöhnlicher Bestellung abweichenden Anblick bietet. Eine ähnliche Art der Bestellung schildert auch Hoffmeister¹⁾ ohne nähere Angabe der Landschaft; es dürfte sich wohl auch bei ihm um Beobachtungen in Westtirol handeln.

Die nächste Ursache für diese mühselige Art der Aussaat ist die Steilheit der Hänge und die Trockenheit des Klimas in diesen inneralpinen Landschaften. Die Steilheit der Ackerfläche läßt ein Säen nach gewöhnlicher Art nicht zu, weil beim Ausstreuen ein Großteil des Samens über den Acker hinabrollen würde; die spärlicheren Niederschläge und als Folge davon die geringe Bodenfeuchtigkeit legten es nahe, die Saatkörner fest in den Boden einzudrücken, um sie dadurch leichter zum Keimen zu bringen²⁾. Außerdem wirken noch die von Hoffmeister³⁾ genannten Ursachen, nämlich das Streben nach Ersparnis an Saatgut und nach Vermeidung eines zu dichten Emporschießens der Pflanzen; letzteres würde zu dichtes Wachstum des Getreides zur Folge haben und dadurch das Abreifen behindern.

Der Rückgang des Getreidebaues und seine Ersetzung durch den weniger Arbeitskraft beanspruchenden Wiesenbau läßt sich in vielen Landschaften unmittelbar aus einer Betrachtung der Flur feststellen; allenthalben zeigen sich in den Wiesen die Spuren einstigen Ackerbaues auch dort, wo es sich nicht etwa um Egartenwirtschaft handelt. Zeugen einstiger

¹⁾ Verhandlungsschrift über die 3. Tagung der land- und forstwirtschaftlichen Gutsbetriebe Österreichs vom 21. und 22. Mai 1928 (Wien 1928), S. 68.

²⁾ Vgl. Braungart, Urheimat der Landwirtschaft, S. 52.

³⁾ A. a. O. S. 68.

weit größerer Ausdehnung des Ackerbaues in unseren Alpenländern sind die Getreidespeicher, die in Tirol als Korn-Kasten oder Kasten, in einzelnen Landschaften auch als „Gaden“ kurzweg bezeichnet werden und als gesonderte Bauwerke neben vielen älteren Bauernhöfen stehen. Manche dieser Speicher bestehen aus zwei Geschossen, andere haben nur ein einziges Gelaß; manchenorts sind die Speicher, selbst wenn Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude im Holzbau errichtet wurden, gemauert, anderswo wieder sind sie aus Holz geschrotet, wobei sie gewöhnlich eine besonders sorgfältige Zimmerung aufweisen. Im Ötztal und in den südlich der Ötztaler Ferner gelegenen Südtiroler Tälern (z. B. Ridnaun) und — wie ich selbst beobachtete — vereinzelt in Pfunders (nördl. Nebental des westlichen Pustertals) findet man hölzerne Speicher die — gleich einem Pfahlbau — auf Pfosten stehen und in weitgehendstem Maß den Pfostenspeichern in Norwegen ähneln¹⁾. Außer dem Korn werden in den Speichern auch andere Lebensmittel, die längere Aufbewahrung vertragen, hinterlegt. Diese Speicher finden wir heute in Gegenden, die nur mehr wenig Ackerbau treiben. Dementsprechend sind viele für andere Zwecke als den der Korverwahrung umgebaut worden; viele Speicher sind in den letzten Jahrzehnten ganz verschwunden. In den Zeiten vor dem Jahr 1848 besaßen einzelne Kirchen, die über Zehentrechte verfügten, entsprechend der starken Ausdehnung des Getreidebaues bedeutende Bezüge an Getreide, das in eigenen

¹⁾ Vgl. Rhamm a. a. O. S. 1026 ff. Ich halte es aber für bedenklich, wenn Rhamm unter anderm auch den Pfostenspeicher und seine Verbreitung zur Stützung seiner Annahme näherer völkischer Beziehungen der Südtiroler zu den germanischen Vorfahren der Norweger verwenden will. Es dürfte sich beim Pfostenspeicher um einen älteren Entwicklungszustand des zweigeschossigen Speichers handeln, der ein weites Verbreitungsgebiet besitzt. Auch bei Wohnbauten können wir eine ähnliche Entwicklung beobachten. So wurden in Villgraten die Giebelwände der Häuser an steilem Hang auf Pfosten gestellt. Der Raum, den diese Pfosten und der Berghang umschlossen, ward im Laufe der Zeit zu Kellern und Wohngelassen ausgebaut. Über die Verbreitung der Pfostenspeicher in der Schweiz vgl. Rütimeyer a. a. O. 317 ff.

„Kasten“ aufgespeichert wurde. Ein größerer, gemauerter Kirchenspeicher hat sich beispielsweise in Anras (Osttirol) zunächst der Pfarrkirche erhalten. Auf der Hochfläche von Terenten (Westpustertal) in einer Seehöhe von mehr als 1200 Metern wurde einst mit Hilfe zahlreicher Dienstboten so viel Getreide gebaut, daß es nicht bloß den bauerlichen Eigenbedarf deckte, sondern auch dem Verkauf diente. Der Hof beim Oberleiter besitzt heute noch einen besonders stattlichen, in Mauerbau ausgeführten Kasten mit zwei Geschossen; seine früheren Besitzer sollen zufolge des starken Getreidebaues bei zwanzig Dienstboten beschäftigt haben¹⁾.

An die Verwendung zahlreicher Arbeitskräfte, wie sie der stärkere Ackerbau forderte, erinnern heute noch die neben größeren Bauernhäusern errichteten kleinen Wohnhäuser, welche eine Zubehör des betreffenden Bauerngutes bilden. Sie dienten verheirateten Knechten oder Tagelöhnern als Unterkunft. Es handelt sich hier um eine Einrichtung ähnlich der Heuerlingsverfassung Westfalens: Der Bauer verpachtete einem Knecht oder Tagelöhner dieses Häuschen nebst etwas Acker und Wiese; der Pächter konnte hier seine eigene Wirtschaft führen, war aber verpflichtet ohne Lohn oder doch um ein geringeres Entgelt in der Wirtschaft des Bauern zu arbeiten. Der Pächter konnte ein bis zwei Kühe halten, die Arbeit in seinem Kleinbetrieb besorgten Frau und Kinder, auch gaben die zahlreichen Bauernfeiertage, an welchen er zur Arbeit auf dem Gut des Verpächters nicht verpflichtet war, Gelegenheit, einen Teil der eigenen Arbeitskraft auf das Pachtgut zu verwenden²⁾.

¹⁾ Nach Mitteilung zweier Kenner der Terenter Verhältnisse, der h. Herren Pfarrer Engl, derz. in Anras und Propst Feldner in Innichen.

²⁾ Nach Erhebungen, die ich in Schnals (Vinschgau) und Lappach (im Mühlwalder Tal, einem Nebental des Tauferer Tales) vornahm und nach Mitteilungen, die ich über diese Verhältnisse in den Gemeinden Hofen, Bichlern und Terenten (westl. Pustertal) erhielt. In letzteren befindet sich bei jedem größern Hof ein „Heusl“ für den verheirateten Knecht; es besteht wie das Bauernhaus aus Wohnhaus und Futterhaus, nur daß seine Baulichkeiten weit bescheidenere Ausmaße besitzen. In Terenten wird dieses Pächterhaus „Flitsch“ genannt.

Die Verfügung über billige und reichliche Arbeitskraft erleichterte in älterer Zeit die Errichtung von Anlagen zur Verbesserung der Güter. Hiemit steht — zum Teil wenigstens — die größere Ausdehnung der Bewässerungsanlagen in der Vergangenheit zusammen. Die geringeren Niederschlagsmengen im Innern der Alpen haben in Westtirol (Oberinntal und Vinschgau) wie in vielen südlicheu Alpenlandschaften zur Errichtung zahlreicher Bewässerungsanlagen geführt. Sie dienen einerseits zur Bewässerung der Wiesen und Weingärten, andererseits werden auch — was im Vergleich zu heute früher weit mehr der Fall war — Äcker bewässert. Erbauung und Einhaltung dieser Anlagen, die das Wasser oft aus weiter Entfernung zuführen und durch Naturgewalten häufig beschädigt werden, erfordert großen Arbeitsaufwand. In manchen Landschaften, so vor allem im Oberinntal, aber auch in Südtirol ist ein Verfall der Anlagen zu beobachten; Anlagen, die einst mit vieler Mühe hergestellt wurden, werden nicht mehr eingehalten. Erkundigt man sich bei der einheimischen Bevölkerung nach den Ursachen des Verfalles, so werden verschiedene angegeben; von manchen Bauern wird das „wassern“ überhaupt verurteilt, andere verweisen auf den Mangel an den für die Einhaltung nötigen Arbeitskräften; gelegentlich wird behauptet, man habe zu wenig Wasser, so daß sich die Mühe der Einhaltung nicht verlohne, wieder andere geben dem Mangel an Zusammenarbeit in der Gemeinde oder dem mangelnden Gemeingeist die Ursache; zuweilen heißt es wohl auch, eine Folge von niederschlagsreichen Jahren habe die Leute verführt, die Anlagen verfallen zu lassen. Auch die veränderte Düngewirtschaft mag die Notwendigkeit künstlicher Bewässerung verringert haben; der ausgedehnte Ackerbau früherer Zeit benötigte den größten Teil des vorhandenen Düngers; die Wässerung mußte damals als Ersatz für die mangelhafte Düngung der Wiesen dienen¹⁾. Seit der Einschränkung des Ackerbaues stand mehr Dünger für die Wiesen zur Verfügung und vorlor das Wassern an

¹⁾ Mitteilung des Bauern F. J. Gstrein in Ötz.

Bedeutung. Wir können hier nicht über das größere oder geringere Gewicht der einzelnen, hier erwähnten Ursachen sprechen; sicher ist das eine, das die erschwerte Beschaffung von Arbeitskräften an diesem Verfall der alten Anlagen wesentlich beteiligt ist.

Die Verfügung über billige Arbeitskraft ermöglichte in früherer Zeit Verbesserungsarbeiten, an die heute niemand mehr denken kann. So wurde Erde auf unfruchtbare Felsen mühsam hinaufgetragen und angeschüttet, um wieder einen Fleck Kulturlandes zu gewinnen. Da und dort kann man noch heute solche Anlagen in Betrieb sehen, so z. B. bei Huben (Iseltal), wo ein großer Felsblock vor einem Hause auf diese Weise nutzbar gemacht wurde. Im Hochtal Tux (Zillertal) wissen alte Leute noch von solcher Arbeit zu erzählen¹⁾.

Mit großem Arbeitsaufwand ist die Nutzung eines Teiles der Bergwiesen verbunden. Schon die Lage vieler Bergwiesen bedingt einen starken Aufwand von Arbeitszeit, sind sie doch oft einen halben Tagmarsch und noch weiter vom Wohnsitz des Bauern entfernt. Da natürlich ein tägliches Heimkehren von solchen Arbeitsplätzen ausgeschlossen ist, bleiben die nötigen Arbeitskräfte während der ganzen Heumahdzeit auf den Wiesen; in manchen Landschaften dauert der Aufenthalt zufolge der großen Ausdehnung der Mäher und der Schwierigkeit der Arbeit drei bis vier Wochen²⁾. Der Ertrag an Heu ist aber im Verhältnis zur Arbeit ein geringer. In Villgraten, wo die Viehhaltung wesentlich vom

¹⁾ Nach Mitteilung des alten Hannsner's (Vordertux) wurden auf solchen Aufschüttungen Kartoffel gepflanzt. Vgl. auch Staffler, Tirol und Vorarlberg, I. Teil, S. 184; ferner Beda Weber, Land Tirol, III. S. 73 (Das Tal Dux), der vom Anbau von gelben Rüben und Erbsen auf diesen Stellen berichtet. Daß Tux früher stärker bevölkert war, können wir an den Häusern beobachten: Heute stehen Häuser verlassen da, in welchen früher zwei Parteien wohnten und wirtschafteten.

²⁾ Über die Arbeit auf den Bergwiesen, vergl. Hörmann, Tiroler Volksleben (1909), S. 268; Wopfner, Volkskunde, S. 346 f.; Ortner, Das Bergmahd. Osttiroler Heimatblätter 3. (1926) S. 101 f.; Auckenthaler, Die Bergmäher im oberen Eisacktal. „Der Schlern“ 1931, S. 290.

Ertrag der sehr ausgedehnten Bergmäher bedingt ist, wurden beispielsweise in der Wirtschaft eines der Berghöfe auf den Bergwiesen 120 Meterzentner Heu gewonnen; in diese Menge ist der Ertrag eines kleinen, gedüngten Mahdes neben der Kaser, eines sogenannten „Dungfeldes“ miteinbezogen. Für die Gewinnung des Heues mußten insgesamt 191 Tagschichten geleistet werden. Unter Tagschichte ist die Leistung einer Arbeitskraft während eines Arbeitstages zu verstehen; dieser währt zur Zeit der Heumahd von vier Uhr morgens bis zum Einbruch der Nacht und weist Arbeitspausen von insgesamt zwei Stunden auf, ist also auf ungefähr 14 Stunden anzusetzen. Von den 191 Tagschichten wurden 12 für die Bewässerung und Entwässerung der Bergwiesen und die Düngung des „Dungfeldes“ verbraucht, 50 Schichten für die mühsame Herabschaffung des Heues im Winter, das sogenannte „Heuziehen“; nicht eingerechnet ist der für das Herrichten des Schlittweges erforderliche Arbeitsaufwand. Der Verkaufspreis des Heues beträgt — ins Tal gestellt — etwa 9—10 Schilling für den Zentner. Es würden demnach, wenn wir nur den Verkaufspreis des Heues und die Arbeitsleistung gegen einander halten, auf die Tagschichte eine Entlohnung von 6 Schilling und 28 Groschen entfallen. Bei Berechnung der sonstigen, auf den Ertrag fallenden Lasten würde sich natürlich diese Entlohnung noch bedeutend vermindern. Da das Heu natürlich nicht verkauft, sondern verfüttert wird, wäre der Heuwert in Beziehung zu setzen zu den Preisen der Erzeugnisse der Milchwirtschaft und zu den Viehpreisen. Bei der derzeitigen Preisgestaltung würde sich dann ein weit niedriger Arbeitslohn ergeben, der ja auch bei einem Ansatz von 6.28 S für einen Arbeitstag von 14 Stunden weit unter dem üblichen Taglohn zurückbleibt¹⁾.

Der geringen Einträglichkeit dieser Arbeit stehen besondere Mühen, ja — bei einem Teil der Bergwiesen — sogar

¹⁾ Obige Angaben beruhen auf den sehr dankenswerten Mitteilungen, die mir Herr Gemeindesekretär Hans Trojer, Bauer in Außervillgraten, machte.

Gefahren gegenüber. Das Mähen auf den oft mit zahlreichen Steinen durchsetzten Bergwiesen erfordert eine besondere Geschicklichkeit, in einzelnen Landschaften (z. B. im Ötztal) müssen eigen kleine Sensen an kurzem Stiel, sogenannte Hacker, verwendet werden; eine solche Sense wird mit der rechten Hand geführt, während der Mäher mit der linken ein Bündel Gras oder Zweige vorhält und damit das spärliche Gras gegen den Hacker drückt. Das Gras wächst so spärlich, daß das gemähte Heu mit einem etwas gebogenen Besen von Alpenrosenzweigen zusammengekehrt werden muß²⁾. Auf steilen Mähdern und bei trockenem, hartem Boden ist die Gefahr auszugleiten groß; der Stürzende rollt ohne Halt über den glatten Steilhang hinab und stürzt über die Felsen unterhalb der Wiese in die Tiefe; bei solchen Mähdern muß mit Steigeisen an den Füßen gearbeitet werden. Trotz der Vertrautheit mit diesen Schwierigkeiten ist die Zahl der Unglücksfälle eine erhebliche. In der Zeit von 1556—1916 verunglückten in der Pfarre Matrei in Osttirol 194 Personen durch Absturz, 35 durch Steinschlag zumeist bei der Arbeit auf Bergwiesen³⁾. Besonders schwierig und anstrengend gestaltet sich in vielen Fällen die Herabschaffung des Heues von den Bergwiesen zur Siedlung³⁾ im Tal. Der Weg ist zuweilen so weit, daß die „Heuzieher“ schon vor Mitternacht aufbrechen müssen, um rechtzeitig zur Verwahrungsstelle des Heues, zu den „Heuschupfen oder -pillen“ und zu den „Heustristen“ auf den Bergmähdern zu gelangen. Zu Ischgl im Paznaun herrscht nach Zangerl der alte Brauch, daß alle, welche Heu auf den Bergwiesen im Tal Fimba (Fimbartal der Spezialkarte) haben, morgens 4 Uhr aufbrechen. Durch

¹⁾ Mitteilungen des Bauern Franz Josef Gstrein in Ötz; vgl. ferner Hoffmeister a. a. O. S. 70.

²⁾ K. Maister, Unglücksfälle in Windisch-Matrei. Osttiroler Heimatblätter 1925, S. 24 ff.

³⁾ Vgl. v. Hörmann, Tiroler Volksleben (2. Aufl. 1909), S. 268 ff., — vortreffliche Schilderungen des Heuziehens geben Barbisch, Vandans. Eine Heimatkunde aus dem Tale Montafon (Innsbruck 1922), S. 149 sowie Paßler a. a. O. „Tiroler Heimat“, 7. Heft (1926), S. 22 ff.

18
ein Glockenzeichen wird zur gemeinsamen Abfahrt aufgerufen. Man bricht gemeinsam auf und fährt gemeinsam ab, um die Schwierigkeiten beim Ausweichen zu vermeiden. In Schuls, einer südlich von Paznaun im Unterengadin gelegenen Ortschaft, wird wegen der großen Entfernung bereits um Mitternacht das Glockenzeichen zum Aufbruch gegeben¹⁾. In Außervillgraten müssen einzelne Bergwiesenbesitzer bereits um 10 Uhr nachts aufbrechen, um zeitig am Morgen (gegen 6 Uhr) auf den Bergwiesen einzutreffen²⁾. Manche Gefahren sind mit dem Heuziehen verbunden; zuweilen stürzt bei der sausenden Fahrt der Leiter des Schlittens samt seiner Last in die Tiefe; besonders sind Lawinen die Ursache schwerer Unglücksfälle. In der bereits genannten Pfarre Matri in Osttirol sind in dem früher angegebenen Zeitraum 115 Personen durch Lawinen zumeist beim Heuziehen ums Leben gekommen³⁾.

Wegen der Teuerung der Arbeitskraft ist die Ausnützung mancher Bergmähder, die schwer zu bearbeiten und weit entfernt liegen, von ihren heutigen Besitzern aufgegeben worden, so im Gebiet von Ausfern und im Ötztal. Mähder unterhalb der Waldgrenze fallen wieder dem Waldwuchs anheim, soweit sie nicht für die Weide benützbar sind. In der Zeit, als man die Nutzung dieser Bergmähder begann, muß die Arbeitskraft leichter zu beschaffen und billiger gewesen sein. Es läßt sich auch feststellen, daß gerade in einigen Gemeinden, in welchen in den letzten Jahrzehnten die Nutzung der Bergwiesen eine Einschränkung erfahren hat, in früherer Zeit Übervölkerung herrschte, so in Namlos (kleines Dorf zur Gemeinde Berwang gehörig), Pfafflar und Gramais, alle drei in Nebentälern des Lechtales. Die Bevölkerung dieser Gemeinden hat seit der Mitte des vorigen

¹⁾ Nach Zangerl, Chronik vom Tal Paznaun 1837. S. 141. Handschr. des Museum Ferdinandeum.

²⁾ Mitteilung des Herrn Gemeindesekretärs Troyer in Außervillgraten.

³⁾ Maister a. a. O. S. 24 ff.

Jahrhunderts einen sehr starken Rückgang erfahren; der in Gramais z. B. von 1837—1910: 52% betrug; im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren sie so überbevölkert, daß z. B. in Namlos alljährlich ein Teil der Männer zur Winterszeit als Händler, ein anderer Teil zur Sommerszeit als Lohnarbeiter (besonders als Maurer) ins Deutsche Reich wanderte, um dort für sich und ihre Familien jenen Teil des Unterhaltes zu gewinnen, den die schmalen und kargen Güter der Heimat nicht gewährten¹⁾.

Hat schon die Bewirtschaftung der Bergmäher billige Arbeitskräfte zur Voraussetzung, so gilt dies noch mehr für die im folgenden zu besprechende Form der Heugewinnung. Um die Vorräte an Viehfutter zu mehren oder um sie für den langen Winter zu sparen, werden Futterkräuter gesammelt, die im Wald oder an kleinen, bewachsenen Stellen zwischen dem Geschröf emporsprießen. Das Aufsuchen letzterer Stellen ist nicht nur sehr mühsam, sondern oft auch mit großer Gefahr verbunden. Im Ötztal mit seinem arg zersplitterten bäuerlichen Besitz stiegen in früheren Zeiten die Leute sogar in die Acherwand (s. Ötz) ein, um das Heu auf einzelnen zwischen den Abstürzen liegenden grünen Plätzen zu sammeln²⁾. „In jungen Jahren“, erzählt Gstrein³⁾, „kannte ich noch einen alten Bauern auf einem Einzelhof am Ötzerberg; dieser war viele Sommer Hirt im Acherberg, welche Alm etwa eine Stunde ober seinem Hof gelegen ist. Als solcher rupfte er oft Gras im Tumpner Kar, trug es die Acherwand hinauf, auf der andern Seite herab in die Alm, von da wurde es mit Schlitten nach seinem Hof befördert,

¹⁾ Wopfner, Rückgang bäuerlicher Siedlungen in den Alpenländern (1917), S. 3; Wopfner, Namlos, ein Beispiel von Entstehung und Rückgang einer Hochgebirgssiedlung. Sonderdruck aus „Tiroler Anzeiger“ 1930, Nr. 292—294. Vgl. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Wissenschaftliche Veröffentlichungen des D. u. Ö. Alpenvereins 5. (1930), S. 149, 160 f., 177 u. 180.

²⁾ Mitteilung des Bauern Gstrein in Ötz.

³⁾ Gstrein ist heute etwa 40 Jahre alt. Über dieses Grasrupfen berichtet auch Beda Weber, Land Tirol II. 298.

im ganzen gut drei Stunden weit, aber teilweise über lebensgefährliche Stellen, wo sich nicht jeder leer zu gehen getraut. Sein Bauerngut war klein und wenig ertragreich; auf solche Weise suchten sich junge, kräftige Leute ihren Futtersvorrat zu ergänzen". Das Gras wird mit der Hand gerupft oder mit dem „Hacker" (einer kurzen Sense) gemäht und im Ruckkorb oder in einer Blache herabgetragen. In Villgraten gehen die Sennerinnen noch heute mit einem Ruckkorb an Stellen, wo das Vieh nicht weiden kann, um dort, wie man es nennt, „miate zu machen", d. h. Gras zu rupfen. Schiller hat diese auch in der Schweiz einst verbreitete Art der Heugewinnung durch die „Wildheuer" literarisch verklärt:

Ein armer Wildheuer. . .

Der über dem Abgrund weg das freie Gras

Abmäht von den schroffen Felsenwänden,

Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen.

(Tell, 4. Aufz., 3. Sc.).

Sammelten die Leute das Gras an leicht zugänglichen Stellen, die das Weidevieh aufsuchen konnte, so erhob die Gemeinde Einspruch¹⁾.

Wie das „Grasrupfen" nur bei billiger Arbeitskraft möglich ist und daher heute abkommt, so gilt ähnliches für das sogenannte „Mure machen", die Wiederinstandsetzung übermurt, d. h. mit Sand und Stein überschütteten Kulturlandes. Mein Öztaler Gewährsmann Gstrein schildert diese Arbeit in folgender Weise: „Wo die Mure nicht allzutief ist, da schöpft man gewöhnlich um. Es werden einige Quadratmeter Mure abgeräumt, die fruchtbare Erde darunter ausgehoben und heraufgeschöpft; in das (so entstandene) Loch kommen zuerst die größeren Steine hinab, dann das Geröll und obendrauf kommt die ausgehobene Erde. Man kann sich

¹⁾ Vgl. die Verbote des „Grasrupfens" in den tirolischen Weistümern: Untermieming (1618) II. B., S. 83, Zeile 33; Karres II. (1741) 94, 33; Tannheim (1607) II. 112, 16 ff.; Imst II. (1726) 148 (unter dem Strich). Über Wildheugewinnung in älterer Zeit vgl. Stolz, Schwaighöfe 54.

vorstellen, daß dies eine harte Arbeit ist und sehr langsam vorwärts geht. Die Alten sagten: Wenn jemand an einem Tag einen solchen Fleck dermacht, daß er darauf einen Purzelbaum schlagen könnte, so sei er kein schlechter Arbeiter. Doch kann man auf diese Art wieder Baufeld (pflügbares Land) bekommen. Es ist natürlich, daß sich das Anstellen fremder Arbeiter nicht rentiert. Man benützt jeden halben Tag, wo die andern Arbeiten nicht so sehr drängen und macht alles mit eigenen Leuten. Eine andere Art des Feldmachens ist die, daß man von der Mure nur die Steine ausspickelt und zu großen Haufen aufschichtet und zwar kommt das Geröll in die Mitte des Haufens, die größeren Steine als Ringmauer außen herum. Hat man einen Fleck von Steinen gesäubert, etwa von der Größe einer Gastwirtstube, so ist der Steinhaufen meist auch schon nahe an zwei Meter hoch. Wendfeld gibt es auf diese Art keines mehr, da man nur eine ganz dünne Schicht Erde obenauf bringt. Eine dritte Art der Wiederherstellung ist, daß man aus Steinen und Gesträuch an einer Mulde einen Damm herstellt und dann ein Bächleinwasser längere Zeit hineinrinnen läßt bis das Wasser etwas Sand und feinen Schlamm in dieser „Rease“, wie mans heißt, liegen gelassen, den man dann herum schöpft, soweit es reicht. Doch dies kann nicht überall geschehen und ist wohl auch die langsamste Art der Wiederkultivierung des Bodens. Wenn ein kleiner Fleck gemacht ist, so sät man im nächsten Frühjahr Getreide, meist Gerste darauf und früher wenigstens etwas Heublumen (den vom Heu abfallenden Samen), damit ein richtiger Rasen sich bilden kann. Heute sät man wohl eine Klee- und Grassamenmischung auf den neu gemachten Fleck und hat hiemit der Schreiber (Gstrein) in den ersten Jahren schon einen schönen Graswuchs erzielt¹⁾.

¹⁾ Aus einer Schilderung der Bauernarbeit im Ötztal, die Gstrein auf meine Anregung verfaßte. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Drucklegung dieses wertvollen Berichtes zu erreichen. Gstrein hat über mein Ansuchen, besonderes Augenmerk den älteren Arbeits- und Wirtschaftsweisen sowie den älteren Arbeitsgeräten zugewandt.

Es wurden bisher eine Reihe von Betriebsweisen geschildert, die wegen ihres großen Aufwandes an menschlicher Arbeitskraft als arbeitsintensive bezeichnet werden können. Der große Verbrauch an Arbeitskraft steht heute im Widerspruch zu der gewaltigen Steigerung des Arbeitspreises, der keine entsprechende Steigerung des Preises der Erzeugnisse gegenübersteht. Unter den heutigen Wirtschaftsbedingungen hätte diese Intensität nicht entstehen können. Sie ist nur erklärlich aus den Nachwirkungen einer vergangenen Zeit, die andere Bedingungen des Wirtschaftslebens aufwies. Daß diese Arbeitsintensität heute noch aufrecht erhalten werden kann, ist wirtschaftlich nur deswegen möglich, weil die Arbeitskräfte, die verwandt werden, vielfach ein weit geringeres Entgelt beziehen, als dem normalen Preis der Arbeit entspricht. Viele bäuerliche Betriebe besorgen den größten Teil der Arbeit durch Familienangehörige, diese aber beziehen für ihre Leistung nur den Unterhalt; die Entlohnung an Geld, die ihnen allenfalls zugewiesen wird, bleibt weit unter dem ortsüblichen Arbeitslohn zurück¹⁾. Außer den Kindern des Bauern arbeiten in einzelnen tirolischen Landschaften, in denen sich ältere Formen in Kultur und Wirtschaft erhalten haben, so z. B. in Kals und Prägraten (Osttirol), auch die Geschwister und entferntere Verwandte um ein Entgelt im bäuerlichen Betrieb, das weit hinter dem ortsüblichen Arbeitslohn zurückbleibt. Würde beispielsweise der Bauer in Kals nicht mehr über diese billigen Arbeitskräfte verfügen, so könnte ein Großteil der dortigen Bergmähder nicht mehr nutzbar gemacht werden; das

¹⁾ Geschwister des Gutsinhabers, deren Erbteil auf dem Gut versichert ist, erhalten den Zins des Kapitals aber keinen Lohn. So erhielten z. B. die Geschwister eines wohlhabenderen Bauern in St. Johann im Walde (Osttirol) eine Erbabfindung, einen sogenannten „Abhalt“, die Söhne je 4000 Gulden, die „Gitschen“ (Töchter) je 3500 Gulden. Drei Schwestern und ein Bruder waren um 1920 noch am Hofe und arbeiteten für den Besitzer; sie erhielten die Verzinsung des „Abhalt“, jedoch keinen Lohn, sondern nur ein kleines Taschengeld („Zehrkreuzer“, „Tabakkreuzer“) und natürlich den Unterhalt und die Kleidung. Im Fall des Alters und der Krankheit, werden solche Verwandte am Hofe verpflegt. (Mitteilungen des Herrn Dekans von Windisch-Matrei, 1924).

Heu, das normal entlohnte Arbeitskräfte gewinnen würden, käme viel zu teuer. Bei Nichtausnützung der Bergmäher müßte die Viehhaltung auf den einzelnen Gütern bedeutend verringert werden und könnten die verhältnismäßig sehr ausgedehnten Ackerbauflächen und die Heimwiesen nicht mehr so gut gedüngt werden wie bisher. Die einzelnen bäuerlichen Güter würden in ihrem bisherigen Umfang den Unterhalt einer Familie nicht mehr aufbringen; die weitere Folge wäre eine bedeutende Minderung der selbständigen bäuerlichen Betriebe¹⁾.

Die Verfügung über solche Arbeitskräfte hat eine Ursache, die in der Vergangenheit weit wirksamer war, als sie es heute ist; nämlich das starke Familienbewußtsein. Mit diesem steht im Zusammenhang die Auffassung vom bäuerlichen Gut als dem Gut der Familie. Das einzelne Mitglied der Familie betrachtete den jeweiligen Inhaber des Gutes als Vertreter der Familie; die eigene Arbeitskraft, die man dem Gutsinhaber so billig überläßt, wird nicht so sehr ihm persönlich als dem Gut, auf welchem das Ansehen der Familie beruht, zugedacht. Eine andere Voraussetzung für diese Arbeitsverfassung ist die Anhänglichkeit an die Heimat und die Scheu vor der Fremde; man will lieber in der Heimat ein bescheidenes Dasein in Abhängigkeit führen als in der Fremde leben, wenn auch mit reichlicherem Einkommen. Dazu kommt, daß seitens des Gutsinhabers solche Verwandte, die am Gut arbeiten, als sozial Gleichgestellte und nicht als Dienstboten betrachtet werden. Die ältere Wirtschaftsverfassung steht also in dieser Hinsicht unter der Herrschaft von Kräften geistiger Natur, von Familiensinn und Anhänglichkeit an die Heimat, denen heute im allgemeinen die Lockerung des Familienverbandes, der größere Selbstständigkeitsdrang und der schwächere Heimatsinn gegenüberstehen.

Neben dem Familienverband ist es der Gemeinde- und Nachbarschaftsverband, der in früherer Zeit dem einzelnen

¹⁾ Ein sehr verständiger Kalser Bauer, mit dem ich diese Dinge besprach, vertrat die Ansicht, daß die Zahl der selbständigen Betriebe sich um 50 Prozent vermindern würde.

bäuerlichen Betrieb billige Arbeitskraft zur Verfügung stellte und es manchenorts heute noch tut. Man half und hilft sich wechselseitig bei schwierigen Arbeiten aus. So ist z. B. heute noch in Villgraten das Heuziehen, d. h. das Herabschaffen des Heues von weit entfernten Bergmähdern mit den Arbeitskräften des einzelnen bäuerlichen Betriebes nicht durchführbar, es muß die Nachbarhilfe angerufen werden, die auch regelmäßig gewährt wird. Die Arbeitshilfe geschieht unentgeltlich, nur die Verpflegung der Helfer ist Sache dessen, der die Hilfe benötigt. Eine noch viel weitergehende Unterstützung durch Arbeitshilfe der Nachbarn, ja der ganzen Gemeinde war früher allgemein beim Hausbau üblich¹⁾. In Villgraten (Osttirol) kommt noch heute dieser unentgeltlichen Arbeitshilfe beim Hausbau erhebliche Bedeutung zu. Bei einer Wanderung durch dieses Hochtal fällt sofort die große Zahl neuer Häuser auf; die Ursache sind nicht etwa häufige Brände, sondern die verhältnismäßig geringen Kosten eines Neubaus, der mit Hilfe der unentgeltlichen Arbeit der Gemeindegossen, besonders aber der Nachbarn und Verwandten des Hausbesitzers errichtet wird. Die Häuser sind fast durchwegs Holzbauten und werden unter Leitung eines Zimmermannes aufgeführt; da der Bauer das Holz zum Bau zumeist dem eigenen Wald entnehmen kann, würde ein Aufwand an Geld vor allem für die Arbeitslöhne nötig werden; diese Auslagen werden aber durch die unentgeltliche Arbeit der Gemeindegossen sehr gemindert²⁾. Ein Haus am sonn-

¹⁾ Sartori, Sitte und Brauch II., S. 5.

²⁾ Ich habe mich bei meinen Wanderungen in Villgraten wiederholt nach den näheren Umständen dieser Bauhilfe erkundigt, einen ausführlicheren, schriftlichen Bericht, den ich Herrn Hans Troyer, Gemeindegosse und Bauer in Villgraten, verdanke, gebe ich im folgenden wieder:

„Was die Hilfeleistung bei Hausneubau in Robotschichten und Beistellung von Lebensmitteln (Roggen, Butter und Milch) betrifft, kann ich ... berichten, daß die Bauern der ganzen Gemeinde (Außervillgraten, der Brauch ist auch in der zweiten Talgemeinde, in Innervillgraten noch lebendig) nach Größe ihres Besitzes und wohl auch nach ihrer Dienstgefälligkeit dazu beitragen, vorausgesetzt, daß der Erbauer

seitigen Berghang in Innervillgraten, das sich als stattlicher Holzbau mit drei Geschoßen darstellt, soll bei seiner Errichtung vor etwa dreißig Jahren an hundert Gulden Barauslagen erfordert haben, was der Kaufkraft von etwa 400 Goldschillingen entsprechen würde. Heute würde freilich trotz Hilfeleistung der Gemeindegossen der nötige Geldaufwand erheblich höher zu bemessen sein. Immerhin wird auch heute noch das Bauen durch diese Arbeitshilfe sehr erleichtert.

Für die Erhaltung alter Wirtschaftsgesinnung und Wirtschaftsformen in einer Landschaft ist deren Abschließung vom Verkehr förderlich. Aber nicht bloß die Verkehrsarmut einer Landschaft ist der Erhaltung des Alten günstig; auch dort, wo ein selbstbewußtes, wirtschaftlich kräftiges Bauerntum sitzt, vermag sich mit alter bäuerlicher Kultur auch eine Wirtschaftsgesinnung zu erhalten, die noch viel von mittelalterlicher Art aufweist.

Aus den alten Wirtschaftsformen, die sich da und dort erhalten haben, vermögen wir unter Umständen eine anschaulichere Kenntnis des Wirtschaftslebens der Vergangenheit gewinnen, als es uns schriftliche Quellen zu vermitteln vermögen. Besonders wertvoll mag die volkscundliche Beobachtung alter Formen des Wirtschaftslebens für die Wirtschaftsgeschichte dadurch werden, daß sie uns zu einem vertiefteren Einblick in die Wirtschaftsgesinnung vergangener

des Hauses den einzelnen darum bittet. Die nächsten Nachbarn leisten bedeutend mehr an Arbeit und auch an Beistellung von Lebensmitteln insbesondere an Milch, damit an dieser bei der gemeinschaftlichen Verpflegung keine Not herrscht. An Robotarbeit leistet ein Bauer mit 12 Stück Vieh und darüber 4—6 Schichten (= Arbeitstage) nebst 2—3 Galfen Roggen (die Galfen mißt annähernd 12 Liter), teilweise auch Butter, und man nennt dies die Haussteuer („*haussteire*). Die Nachbarn leisten je nach Anzahl der arbeitsfähigen Hausinsassen 3 und 4mal soviel an Arbeit. Beispielsweise hat im Jahr 1923/24 bei einem Neubau ein Nachbar nach verlässlichen Angaben 150 Schichten geleistet. Diese Hilfe erstreckt sich auch auf alle Bauerei, wenn einer einen neuen Dachstuhl aufsetzt oder einen Stallbau vornimmt. Es werden aber bei solchen kleineren Unternehmungen meistens nur die Nachbarn und die mit dem Bauherrn verwandten Bauern zur Hilfeleistung ersucht“.

Zeiten verhilft, der aus schriftlichen Quellen schwerer zu gewinnen ist. Umso wichtiger ist es, die Versäumnisse, die leider in der Beobachtung solcher Restformen vergangenen Wirtschaftslebens gemacht wurden, so weit es noch möglich ist, nachzuholen und das, was vom Alten noch erhalten geblieben ist, erschöpfend zu erforschen und aufzuzeichnen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1932

Band/Volume: [012](#)

Autor(en)/Author(s): Wopfner Hermann

Artikel/Article: [Die Bedeutung der Volkskunde für die Wirtschaftsgeschichte, dargestellt an Beispielen aus der Tirolischen Volkskunde. 1-26](#)